

Schwester Thekla.

Novelle von **Karl Schüler**.

(Nachdruck verboten.)

Der Anstaltsarzt hat soeben die Runde gemacht. Auf dem langen Korridor begegnet ihm die Vorsteherin des Schwesternhauses. Sie begrüßen sich eilig. Der Vorsteherin fällt es auf, daß der Doktor sehr ernst, noch ernster als gewöhnlich ist.

„Wie steht es mit dem General?“ fragt sie.

„Schlecht.“

„Muß er operiert werden?“

„Ich lasse ihn eben in den Operationssaal bringen.“

„Gott stehe Ihnen bei.“

„Ich hoffe es. Aber außer dem seinen, bitte ich auch um den Beistand der Schwester Thekla.“

„Das ist nicht möglich, Doktor. Schwester Thekla hat die letzten drei Nächte gewacht. Sie wissen doch — bei der armen Frau Bender, die sich so schrecklich verbrannt hat.“

„Ja, ja, ich weiß. Aber es hilft nichts. Nur Schwester Thekla kann mir assistieren.“

„Kann diesmal nicht Schwester Cornelia —“

„Nein, nein. Die würde mir nach den ersten fünf Minuten ohnmächtig. Ich muß unsere tapfere Thekla haben.“

„Das arme Mädchen!“

„Ja, das arme Mädchen! Aber es geht nicht anders. Ich könnte es gar nicht ohne sie fertig bringen. Sie gibt mir Mut. Und ich habe Mut nötig bei der schrecklichen Schneiderei.“

„Was sagte der General, daß er nun doch — War er gefaßt?“

„Das ist's ja gerade. Seine Fassung nimmt mir die meine. Wenn er schrie und meinetwegen das Blaue vom Himmel herunterfluchte, es wär' mir lieber. Aber so ... Wie ein Held erträgt er alles, kein Schmerzenslaut, kein hartes Wort. Immer wohlauf, immer voll Hoffnung.“

„Und Sie selbst? Haben Sie keine mehr?“

„Wenig, wenig. Alles hängt von der Operation ab und besonders von der Pflege nach derselben, also von Schwester Thekla.“

„Aber die Arme kann doch unmöglich aus dem Operationssaal direkt wieder an das Krankenbett gehen. Sie muß unbedingt Ruhe haben. Sie reibt sich auf. Instruieren Sie Schwester Cornelia.“

„Es hängt ein Menschenleben davon ab, meine Teure.“

Die Vorsteherin seufzt tief auf. „Wenn Sie so sprechen, ja, dann muß sie wohl.“

„Wollen Sie Schwester Thekla benachrichtigen?“

„Ja, Doktor. Aber noch eines. Müssen wir nicht das Töchterchen des Generals holen lassen? Vielleicht — man könnte doch nicht wissen — und er sähe das Kind wohl gern noch einmal.“

„Es würde ihn nur unnötig aufregen. Er wünscht es auch nicht, ich habe ihn gefragt.“

„Nun denn: möge Gott Ihre Hand glücklich und sicher führen.“

Der Doktor ersteigt langsam die Treppe, welche zu dem Operationssaal führt.

Die Vorsteherin, eine hohe, gebietende Erscheinung, betritt das Gelaß, welches mit vier anderen Schwestern die vom Arzt gewünschte Schwester Thekla bewohnt.

An den Wänden fünf schmale Betten, ein Tisch, ein Schrank und fünf Stühle, ein kleines Bücherbrett, auf welchem einige Bücher und ein kleines Kästchen stehen, ein paar Bilder. Das ist alles, was das Auge in dem graugetünchten Raum erblickt. In einer Nische, hinter einem Vorhang, steht das Waschgerät.



Alberto Pansa,
der neue italienische Botschafter in Berlin. (S. 75)

Auf dem Tisch liegen weiße, steif gestärkte Tücher, sie bilden die Kopfbedeckungen der beiden Schwestern, welche dort lang ausgestreckt auf ihren Betten liegen. Es herrscht ein Halbdunkel in dem Raum, der einen sehr kahlen, nüchternen Eindruck macht.

Man hört die tiefen Atemzüge der Schlafenden.

Sie haben den Eintritt der Vorsteherin nicht gehört. Sie schlafen fest, sie sind müde bis ins Mark von den langen Nachtwachen.

Leise tritt die Vorsteherin an das Bett der einen Schlafenden. Sie berührt leicht ihren Arm. „Schwester Thekla!“

Die Schwester fährt auf. „Schwester Oberin?“

Sie hat sich schnell erhoben. Rasch ist der Schlaf abgeschüttelt, sie ist gewöhnt, demselben plötzlich entrissen zu werden. Sie steht da in dem langen schwarzen Gewand der Schwestern, sie hat es nicht abgelegt während des kurzen Schlafes. Sie muß gleich fertig sein, wenn sie geweckt wird.

Sie ist schlanker, biegsamer als die Vorsteherin, aber fast so groß wie diese.

„Armes Kind, ich hätte dich so gerne einmal ausschlafen lassen, aber der Doktor — er sagt, es könne ihm keine andere helfen.“

„Gewiß, Schwester Oberin.“

Sie schlingt das lange aschblonde Haar zu einem Knoten und legt die weiße Kopfbedeckung an.

„Es ist der General. Er muß nun doch operiert werden.“

„Ich habe es mir gedacht.“

„Möge Gott geben, daß er es übersteht.“

„Er wird es.“

„Der Doktor meinte, es hinge alles von der Pflege ab nach der Operation. Ich kann es dir zwar nicht zumuten, daß du — aber der Doktor meinte, nur du würdest im stande sein, ihn gesund zu pflegen. Willst du es übernehmen?“

„Ich bitte darum.“

Die Oberin küßt die Schwester zärtlich auf die Stirn, dann verlassen beide das Gemach.

Schwester Thekla geht hinauf in den Operationssaal.

Auf dem oberen Gang tragen zwei Schwestern einen kleinen Krankenkorb an ihr vorbei.

In demselben liegt ein Mädchen, ein Kind noch. Auf seinem bleichen, abgezehrten Gesichtchen erscheint ein heiteres Lächeln, als es Schwester Thekla erblickt. Matt streckt es ihr sein schmales, weißes Händchen entgegen.

Die Schwester beugt sich zu der Kranken nieder.

„Guten Morgen, Schwester Thekla,“ lispeln die dünnen, blassen Lippen der Kleinen.

„Guten Morgen, Liesel. Sollst du hinaus in den Garten gebracht werden?“

Die Kleine nickt, dann sagt sie betrübt: „Ich habe gar nicht schlafen können. Immer habe ich gehofft, du kämst, um mir ein Märchen zu erzählen, die ganze Nacht habe ich gewartet, bis heute morgen."

„Heute abend komme ich auf ein Viertelstündchen, dann wird mein Liebling süß schlafen."

Sie küßt die Kleine auf den Mund und geht. Die Trägerinnen tragen ihre leichte Last in den Garten hinab.

Im Saale oben ist, als ihn Schwester Thekla betritt, bereits alles zu der bevorstehenden Operation vorbereitet. Doktor Mittelstädt, der Anstaltsarzt, welcher an seinen Instrumenten herumhantiert, begrüßt die Eintretende mit einem freudigen Kopfnicken. Zwei Militärärzte sind erschienen. Sie blicken kaum auf bei dem Eintritt der Schwester.

Beide stehen neben dem auf den Operationstisch festgeschnallten General. Der jüngere hält ihm die Chloroformmaske vor das Gesicht.

Schwester Thekla tritt zu ihm. „Schläft er schon?"

„Ja, ich glaube."

Der Assistenzarzt fühlt den Puls des Kranken und nimmt ihm dann die Maske vom Gesicht.

„Er schläft, Herr Doktor Mittelstädt."

„Gut, ich bin fertig. Hier sind Ihre Pinzetten, Schwester Thekla."

Der Doktor wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Alles in Ordnung, meine Herren?"

„Jawohl."

Mittelstädt zieht nun das weiße Laken, welches den Körper des Generals bedeckt, von demselben. Der General zeigt seinen breiten, starkgebauten Oberkörper. Beide Beine sind bandagiert.

Bevor an die Abnahme des Verbandes gegangen wird, desinfizierten alle sorgfältig ihre Hände. Dann löst Doktor Mittelstädt die äußeren Binden und entfernt behutsam die Lagen antiseptischer Watten. Schwester Thekla hilft ihm dabei. Nun ist die letzte Verbandslage abgenommen. Was sich da zeigt, ruft selbst bei den Ärzten Entsetzen hervor.

Doktor Mittelstädt bemerkt es. „Ja, es hat ihn bös zugerichtet," meint er.

„Das ist ja furchtbar," äußert einer der Ärzte, „ich begreife nicht, Kollege, wie Sie das alles wieder zusammengebracht haben."

„Ja, das war eine böse Flickarbeit, und ohne hier meine treue Gehilfin" — er deutet dabei auf Schwester Thekla — „würde es mir wohl kaum gelungen sein."

„Sie haben hierbei geholfen?" fragt in höchstem Erstaunen der ältere der Militärärzte.

„Ein wenig, Herr Oberstabsarzt."

„Meine aufrichtige Bewunderung!" und während er das spricht, verbeugt sich der Oberstabsarzt tief vor Schwester Thekla, und der Assistenzarzt folgt dem Beispiele seines Vorgesetzten.

„Da sag' mir noch einer, Frauen hätten keine Courage!"

„Wie kam das Unglück eigentlich?"

„Bei der Artillerieübung versagte ein Geschütz. Der General sprengt an dasselbe heran, steigt vom Pferd und will als alter Praktiker die Geschichte wieder in Ordnung bringen. Dabei explodiert das Geschoß rückwärts, schlägt den Verschlußkeil heraus, und ein guter Teil der Ladung geht dem General in den Unterleib und die Beine."

„Da hat sie eine schöne Bescherung angerichtet."

„Es hätte noch schlimmer kommen können."

„Gewiß. Ein Wunder, daß er nicht auf der Stelle tot war wie die drei armen Kanoniere."

„So. Jetzt müssen wir die Nähte wieder öffnen und den Eisensplitter suchen, der da irgendwo stecken geblieben ist und die Heilung behindert. Lassen Sie uns beginnen, meine Herren. — Schwester Thekla, stellen Sie sich neben mich, und fassen Sie mit den Pinzetten, wenn eine Blutung entstehen sollte, sofort zu. Halten Sie das Waschbecken bereit, Stephan."

Nutzeisgewinnung in schweizerischen Dörfern. (S. 75)
Nach einer Photographie der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H. in Berlin.

Die Operation beginnt.

Nach zwei Stunden ist sie beendet. Sie ist geglückt, der Splitter ist entfernt. Der General lebt, aber er ist schwach, bedenklich schwach.

Mit unendlicher Vorsicht wird er auf sein Zimmer gebracht.

Schwester Thekla leitet den Transport, um dann sofort an dem Bette des Kranken ihre Samariterdienste zu beginnen. Der zurückbleibende Oberstabsarzt sieht ihr voll Interesse nach.

„Wäre die ein Mann, sie wäre ein Chirurg geworden, wie man so leicht keinen zweiten findet," sagte er.

„Sie hat das Zeug dazu," bestätigten die anderen.

„Diese Ruhe, diese Sicherheit, diese Milde und dabei diese Geduld!"

„Ja, wenn jemand im stande ist, dem General wieder aufzuhelfen, dann ist sie es."

„Das ist gewiß."

„Ich glaube nicht, daß er die Nacht überlebt."

„O, er hat eine starke Natur."

„Eine Bärennatur. Er wollte sich anfangs nicht einmal chloroformieren lassen bei der Schneiderei."

„Ich muß jetzt zu der Oberin," unterbricht Doktor Mittelstädt die Ärzte, „und über die Operation berichten. Ich danke Ihnen, meine Herren. Auf Wiedersehen!"

In dem kleinen, freundlich eingerichteten Zimmer steht neben dem Lager des Generals Schwester Thekla. Das schmale, edle Gesicht ist über den Kranken gebeugt, ihr Blick ist gespannt auf die totenbleichen Züge des Generals gerichtet. Sie horcht auf das schwache Geräusch seines Atems.

Seine Augen sind geschlossen, dunkle Ringe haben sich darum gebildet.

Und nun beginnt Schwester Thekla den Kampf mit dem Tod um den Generalmajor v. Ruxleben. Sie kämpft mit ihm Tag und Nacht. Sie steht wie eine Heldin in dem harten Ringen, und endlich, endlich trägt sie den Sieg davon. Nach vierzehn Tagen erklärt Doktor Mittelstädt, daß der General gerettet ist.

Das Fieber hat nachgelassen, die Krise ist überwunden.

Nach acht weiteren Tagen führt Schwester Thekla zum ersten Male die kleine achtjährige Hilde, das einzige Kind des Generals, an das Bett des Vaters. Er schläft, und Schwester Thekla will ihn nicht wecken.

Sie befiehlt der Kleinen, mäuschenstill zu sein. Sie setzt sich und nimmt das Kind des Generals auf den Schoß und erzählt ihm ganz leise ein Märchen. Hilde hört ihr bald gespannt zu; es weiß niemand so schön zu erzählen wie Schwester Thekla.

Und wie sie von Sindbad, dem Seefahrer, erzählt, wie ihn der große Vogel Greif erfaßt und sich mit ihm hoch in die Lüfte schwingt und ihn zu seinem Neste trägt, da schmiegt sich die kleine Hilde ängstlich an Schwester Thekla, und diese streicht ihr zärtlich über den dunklen Lockenkopf und küßt sie auf die Stirn.

Der Kranke hat die Augen aufgeschlagen, ein Lächeln fliegt über seine eingefallenen Züge, als er die beiden sieht. Dann schläft er wieder ein.

Wochen sind vergangen. Es ist an einem warmen Frühlingstag. In dem Garten hinter dem Schwesternhaus ergehen sich einige Kranke. Unter ihnen befindet sich der General.

Auf den Arm der Schwester Thekla gestützt, macht er seine ersten Gehversuche im Freien.

Er ist um fast einen Kopf größer als das Mädchen. Seine Hünengestalt hat freilich von ihrer militärischen Straffheit eingebüßt. Er ist mager geworden, sein sonst wettergebräuntes Gesicht zeigt die Blässe des Rekonvaleszenten.

Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen. Langsam müssen sich die Beine wieder an ihren Dienst gewöhnen.

„Was Sie für eine Geduld mit mir haben!" meint der General mit einem dankbar freundlichen Blick zu seiner Führerin. „Sie werden

froh sein, wenn Sie mich alten Quälgeist bald wieder los werden."

„Ich habe alles gern getan, was ich für den Herrn General tun durfte," antwortet Schwester Thekla in ihrer einfachen, bescheidenen Weise.

„Gern getan!" wiederholt er. „Wahrhaftig, was Sie getan haben, muß jemand gern tun, sonst bringt er es überhaupt nicht fertig."

Schwester Thekla gibt dem Gespräch eine andere Wendung. „Hilde war auch heute morgen hier," sagt sie.

„So? Der kleine Racker! Warum ist er denn nicht zu mir heraufgekommen?"

„Der Herr General schliefen noch."

„Was hat das Mädchen denn getan hier? Sie aufgehalten natürlich?"

„Hilde ist mit mir im Kindersaal gewesen. Sie hat so nett mit den Kleinen geplaudert, sie alle haben Hilde liebgewonnen."

„Sie ist ein gutes Kind, ja?"

„Das ist sie."

„Sie hängt an Ihnen, wie — na, an mir hat sie nie so gehangen."

„O, Herr General. Ich habe nie ein Kind so außer sich gesehen wie Hilde, als Ihnen das Unglück zugestoßen war."

„So, war sie das? Ja, sie ist ein gutes Kind, aber, ich fürchte — wissen Sie, ich bin ein ganz brauchbarer Soldat, obwohl's damit jetzt auch nicht mehr weit her ist — aber der Kleinen die selige Mutter ersetzen, das kann ich nicht. Auf Mädchenerziehung verstehe ich mich leider nicht, und das ist schlimm für Hilde."

Die beiden sind in einen etwas abgelegenen Teil des Gartens gelangt, wo die Kranken nur wenig hinzukommen pflegen. Schwester Thekla scheint es, als ob der General anfinge, von der ungewohnten Anstrengung des Gehens müde zu werden.

Sie führt ihn zu einer Bank. „Wollen Sie sich etwas ausruhen, Herr General?"

„Sehr gern, sehr gern. Sehen Sie, das sind keine hundertundfünfzig Schritte bis an das Haus, und ich bin schon müde. Ein netter Rekrut, wie?"

Beide setzen sich auf die Bank.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue italienische Botschafter am Berliner Hofe, **Alberto Pansa**, ist ein Norditaliener. Er wurde am 8. Februar 1844 zu Turin geboren, begann seine Laufbahn im 21. Lebensjahre mit dem Eintritt in die Bureaus des Ministeriums des Äußeren und verdiente sich seine diplomatischen Sporen in Athen, wohin man ihn 1877 als Botschaftsrat gesandt hatte; 1883 wurde er Botschaftsrat in Konstantinopel, 1889 ging er als Gesandter nach Peking, wo er 5 Jahre weilte. 1895 wurde er Botschafter bei der Pforte, seit dem 4. Mai 1901 bekleidete er den für Italien so überaus wichtigen Botschafterposten in London. — Eine originelle und einfache Methode zur **Gewinnung von Nutzeis** hat man in vielen **Dörfern der Schweiz**, wo infolge der dort befindlichen Gasthöfe und industriellen Anlagen im Sommer Eis gebraucht wird. Man errichtet im Freien einfache Gerüste aus Baumstämmen, auf die man von einer weiter oben gelegenen Quelle Wasser leitet. Es gefriert allnächtlich zu mächtigen Eiszapfen, die dann abgeschlagen und in den Eiskellern oder Eishäusern aufgestapelt werden. Da sich der Vorgang täglich wiederholt, kann man im Laufe des Winters eine hübsche Menge Nutzeis auf die billigste Weise gewinnen. — Der verstorbene Wirkliche Geheime Oberregierungsrat **Dr. Tonio Bödiker** ist am 5. Juni 1843 zu Haselünne in Hannover geboren und hat sich als erster Präsident des Reichsversicherungsamtes dauernde Verdienste um die Arbeiterversicherung erworben, deren einleitende Gesetze er bereits seit 1881 als vortragender Rat im Reichsamt des Innern vor dem Reichstag vertreten hatte. 1884 wurde ihm dann die Oberleitung der zu schaffenden Organisationen übertragen. Im Juni 1897 schied er aus dem Staatsdienst und trat als Generaldirektor in die Weltfirma Siemens & Halske in Berlin ein. — Das furchtbare Grubenunglück auf der Zeche **Reden** bei Saarbrücken, das 150 Bergleuten das Leben kostete, ist eines der schwersten, die je im Saarbrücker Kohlengebiet stattgefunden haben. Nachdem die Leichen der Verunglückten herausgeschafft und von den Angehörigen erkannt worden waren, wurden sie in einfache Särge gelegt und nach der improvisierten Leichenhalle im Zechengebäude geschafft, die mit Tannenreisern, schwarz-weißer Drapierung und Fahnen geschmückt war. Dort fand vor dem Begräbnis eine ergreifende Leichenfeier statt, an der auch der vom Kaiser gesandte Prinz Friedrich Leopold von Preußen teilnahm. Die **Beisetzung** erfolgte in den umliegenden Heimatdörfern der Toten.



Dr. Tonio Bödiker,
ehemaliger Präsident des Reichsversicherungsamtes †.

Pariser Arbeiterinnen beim Mittagessen im Tuileriengarten.

(Mit Bild auf Seite 76.)

Die Pariser Arbeiterinnen, hauptsächlich die Näherinnen, Schneiderinnen und Putzmacherinnen, lieben es, ihr einfaches Mittagsmahl in dem schönen Tuileriengarten am rechten Seineufer einzunehmen, daher sie der Pariser Midinettes (Midi = Mittag) zu nennen pflegt. Ein Restaurant ist ihnen zu teuer, daher verzehren sie jahraus, jahrein kalte Küche unter freiem Himmel. Im Sommer, wo sie lachend und plaudernd unter den schattigen Bäumen in Gruppen beisammen sitzen, als gebe es keinen Kummer und keine Not des Lebens, wird man seine helle Freude an ihnen haben, aber im Winter gewähren die armen, fröstelnden Mädel oft genug ein bedauernswertes Bild.

Ein Manöverbild aus Indien.

(Mit Bild auf Seite 77.)

Ganz besonders interessant sind die Manöver des englisch-indischen Heeres durch die Typen und Uniformen der eingeborenen Truppen. Was dem Fremden am meisten auffällt, ist die Benutzung des indischen Elefanten zum Transport von Munition, Proviant, sowie zur Bespannung von Geschützen. Man hat sogar besondere Elefantenbatterien gebildet, die sich gut bewähren. Im allgemeinen gehorchen die klugen Tiere willig dem auf ihrem Kopfe sitzenden Führer, es kommen aber auch unvorhergesehene Zwischenfälle vor, wie vor einiger Zeit bei Trimulgherry, wo eine schwere Elefantenbatterie durch das Heranbrausen eines Eisenbahnzuges in die größte Verwirrung gebracht wurde. Die Tiere stoben in wilder Flucht auseinander und konnten erst nach längerer Zeit wieder beruhigt werden. Ein Kanonier stürzte dabei von der Lafette und brach ein Bein.



Die Schlagwetterexplosion auf der Grube Reden: Abholen der Särge zur Beisetzung.
Nach einer Photographie der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H. in Berlin.

Lenchens Opfer.

Skizze aus dem Kinderleben.

Von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Weil man an dem hohen, dunklen Hause keinen Garten vor der Tür hatte, in dem die Kinder ihre Blumenbeete pflegen und begießen konnten, kaufte der Vater vier verschiedene Topfgewächse und gab sie dem Schutze der Kinderhände anheim.

Der kranke, vierzehnjäh-

rige, seit frühester Jugend an den Rollstuhl gefesselte Fritz hatte sich eine Palme gewünscht, eine kleine, feinblätterige Fächerpalme.

Die neunjährige Frida liebte die bunte Fuchsie, und ihr Zwillingsbruder Kurt feuerrote Nelken.

Lenchen, die jüngste, sechsjährige, hatte eine Tuberose bekommen, einen Polianthesstrauch, wie der Vater mit besonderer Wichtigkeit zu dem erfreuten Kinde gesagt hatte, und er erzählte dabei von einem fernen, sonnigen Erdteil, in dem diese weiße, fremdartige Rose gleich der Butterblume daheim auf Großmutters Wiese wild im Felde blühe.

Das kleine Mädchen umspann die glatten, linienförmigen Blätter, unter deren Grün sich auf hohem, geradem Stengel die lange Ähre der weißen, betäubend wohlriechenden Blüten hinzog, mit ganz besonderem Märchenzauber.

Im zweiten Sommer jedoch hatte ihr Topf nicht blühen wollen. Erst zum Beginn des Herbstes, als die Fuchsien- und Nelkenstauden der Geschwister bereits zum zweiten Male ihre Blütenpracht im Jahre entfalteten, und aus der Palme des großen Bruders sich junge, lichtgrüne Spitzen hervordrängten, schlug auch Lenchens Tuberose ihre hellen Augen wieder auf.

In dem großen Raum nach der Straße zu, in den das Geläute der Straßenbahnen und das Wogen und Wirren der vorüberhastenden Menschenmenge hinaufschallte, schlief und arbeitete das unzertrennliche Zwillingspaar Kurt und Frida.



Pariser Arbeiterinnen beim Mittagessen im Tuileriengarten. Nach einem Gemälde von L. de Joncières. (S. 75)

Lenchens Bett stand dicht neben dem Schmerzenslager des ältesten Bruders in einem stillen, nach dem Hofe zu gelegenen Zimmer. Auch der Polianthesstrauch und die Palme am Fenster neigten ihre Zweige einander zu, und jeden Morgen und jeden Abend begoß Lenchen beide Töpfe mit gleicher Sorgfalt.

Wich doch mit den ersten rauhen Herbsttagen die letzte Kraft des kranken Knaben. Er konnte die Füße nicht mehr zu Boden setzen, konnte nicht mehr zum Fenster schleichen, wo die Palme von Tag zu Tag herrlicher grünte und gedieh, und so lag er meist still in seinen Kissen und ließ sich von der Eltern Liebe, der Geschwister Zärtlichkeit verwöhnen und bemitleiden. —

Eines Morgens, gerade als die erste Tuberose am Fenster erblüht war, saß Lenchen mit glücklichen Augen im Bett und deutete nach ihrem Blumentopf hinüber. „Du, Fritz, guck mal!"

Er wandte langsam den Kopf. „Hab' ich schon gesehen," meinte er müde. „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, so ein schrecklicher Geruch war im Zimmer."

Das Kind sah ganz erschrocken aus. Mit bloßen Füßen schlich es zum Fenster und neigte sich der weißen Blüte entgegen. „Aber nein, Fritz," sagte sie dann aufatmend. „Das ist doch gar nicht schrecklich! Wunder-, wunderschön riecht das doch!"

Der Kranke lachte geringschätzig. „Wenn ich's der Mutter sage, daß ich darum nicht schlafen kann, muß der alte, eklige Topf aus der Stube 'raus," sagte er eigensinnig. „Dann kommt er in die Küche."

Lenchen hob bittend die Hände. „Tu's nicht, Fritz, sage nichts!" bat sie angstvoll. „Ich hab' ja so furchtbar lange warten müssen, bis sie wieder blühten, meine Blumen, und nun sollen sie doch auch hier im Zimmer bleiben. Ich freue mich, freue mich doch so schrecklich darüber!"

Fritz schwieg. Matt lehnte er sich wieder in seine Kissen zurück.

Den Tag über blieb er still und stumm und strich mit den mageren, blutleeren Fingern über die Decke seines Lagers.

„Hast du wieder Schmerzen?" fragte die



Manöverbild aus Indien: Elefantenbatterie, von den durch einen Eisenbahnzug erschreckten Tieren in Unordnung gebracht. (S. 75)

Mutter besorgt, als sie die blauen Ringe um des Knaben Augen sah.

Er schüttelte den Kopf.

Auch als der Vater ihm liebreich das Haar über die Schläfe zurückstrich und danach forschte, ob er auch gut die Nächte schlafen könne, erzählte er nichts von den Blüten, deren Duft ihm die Sinne verwirrte.

Erst am Abend, als Lenchen wieder vor ihren Blumen am Fenster stand und leise und behutsam die im Dämmerlicht sich blendend hervorhebende Tuberose mit den Lippen berührte, rief der Bruder ihren Namen.

„Du, Lene, bring deine Blumen fort. Ich kann sonst wieder nicht schlafen," und als das kleine Mädchen unschlüssig, regungslos stehen blieb, streckte er aufgeregt die Hand aus. „Wenn du mir aber deine Jolande holst, Lene, dann können deine Blumen hier bleiben. Dann sag' ich der Mutter nichts."

Jolande war eine wunderschöne, als Braut angezogene Puppe. Ein reicher Onkel hatte sie seinem Patenkinde aus Paris mitgebracht.

Damit aber der weiße Spitzenschleier und das glänzende Seidenkleid nicht schmutzig würden, durfte Lenchen nur an Sonn- und Feiertagen damit spielen. Nur heimlich und scheu kniete sie manchmal in unbewachten Augenblicken vor der kleinen Kommode nieder, um einen entzückten Blick auf diese Märchenpuppe zu werfen, oder mit zärtlichem, behutsamem Finger über das goldene Lockengeringel zu streichen.

„Nun, Lene, holst du mir deine Jolande?" fragte die flüsternde Stimme des Bruders noch einmal. „Sonst wirft Mutter deine Blumen zum Fenster hinaus, wenn ich's will."

Lenchen zögerte noch.

Wie ein Heiligtum hatte sie die zarte Puppenbraut bisher behütet und verehrt. Ein förmlich wohltuendes Gefühl hatte das Kind in dem Bewußtsein gehabt, daß Jolande in ihrem weißen, unberührten Kleide mit dem Schleier darüber in der stillen Kommodenecke lag. Und nun sollte Fritz sie im Arme halten, sollte mit seinen heißen, unruhigen Fingern an der Pracht herumzupfen und wohl gar das rosige Wachsgesichtchen blaß und häßlich machen?

„Nein, meine Jolande gebe ich dir nicht," sagte Lenchen plötzlich ganz laut und bestimmt.

Fritz antwortete nicht gleich. Er lag ganz still, mit halbgeschlossenen Augen.

Da beugte sich Lenchen über ihn und nahm seine Hand. „Fritz! — — Fritz, bist du mir böse?"

Er schüttelte den Kopf, und dann richtete er sich wieder halb empor und sah mit heißen, flehenden Augen durch den dämmernden Raum.

„Sollst sie mir ja nur ein einziges Mal zeigen, Lenchen! Es ist ja noch so schrecklich lange hin bis Sonntag."

Das Kind lief zu der Kommode und hob die Puppe aus dem Kasten. Mit beiden Händen sie festhaltend, setzte sie die kleine Braut vor den Bruder auf das Bett.

Er sah zuerst nur in das zitternde, flirrende Schleiergewebe unter der vorsichtigen Hand der Schwester, und dann lächelte er plötzlich und legte einen seiner blassen langen Finger an das Wachsgesichtchen.

„Siehst du, Lenchen," meinte er geheimnisvoll, „so, gerade so sehen die Engel aus im Himmel."

Er neigte das Antlitz näher und näher gegen die Puppe, und nun preßte er mit einer raschen Bewegung den Mund auf die wächsernen Lippen.

Lenchen riß entsetzt ihr Kleinod wieder zurück. „O weh, nun wird alle rote Farbe abgehen!" klagte sie.

Doch Fritz lächelte immer noch. Er hielt die Hand ausgestreckt, als wolle er die stumme Braut noch nicht von sich lassen.

Das kleine Mädchen war aber schon wieder bei der Kommode und verbarg ihren Liebling sorgfältig in der mit Puppenflicken ausstaffierten Ecke.

„Jolande gehört mir ganz allein, hat der Onkel gesagt," meinte sie trotzig. Doch dann schredte sie hastig empor und strebte ihrem Bett entgegen.

Die Mutter war ins Zimmer getreten, um den Kindern, wie allabendlich, „Gute Nacht" zu sagen.

Schon am Eingang hob sie aufmerksam den Kopf. „Das geht aber nicht," meinte sie bestimmt, „Lenchens Blumentopf muß aus dem Zimmer. Die Tuberose scheint wieder zu blühen, und der betäubende Geruch könnte euch schaden."

Lenchen rührte sich nicht. Angstvoll verfolgte sie jede Bewegung der Mutter, die zum Fenster getreten war und die Blätter auseinanderbreitete.

Es hatte doch so hübsch ausgesehen, diese weißen Sterne vor dem Glase, in das der Mond hineinschaute. War alles still im Hause, würden die Elfen aus den Blüten hervorschweben und im Mondlicht ihren Reigen tanzen, wie die Großmama ihr erzählt.

Die Mutter hatte den Blumentopf in die Hand genommen und die Kinder zur Nacht geküßt.

Lenchen schluchzte leise in sich hinein.

Da griff Fritz nach der Mutter Hand. „Laß doch die Blumen hier, Mutter, ich — ich merke ja gar nichts davon. Ja, bitte, stell sie wieder hin ans Fenster."

Die Stimme des Knaben war wunderbar weich und warm, und da widerstand die Mutter niemals. Sie stellte den Topf an seinen alten Platz neben die Palme und ging noch einmal an das große Bett.

„Wie du willst, mein lieber Junge," sagte sie freundlich.

Als sie hinaus war, kämpfte Lenchens Herz einen schweren Kampf. Immer hatte sie das Gefühl, als müßte sie jetzt emporspringen und dem Bruder aus Dankbarkeit für seine Fürsprache noch einmal die Jolande auf sein Lager setzen. Da er jedoch still, mit glänzenden, weitgeöffneten Augen in seinen Kissen lag, hielt sie diesen Opfermut schließlich für unnötig, und mit dem ganzen befriedigten Egoismus eines gedankenlosen Kindes blickte sie von der Kommode zum Fenster, indem sie sich doppelt ihres ungeschmälerten Reichtums freute, bis sie müder und müder wurde, bis sie einschlief und Blumen, Elfen und Jolande sich auch in ihre Träume hinüberstahlen. — —

Als sie am anderen Morgen erwachte, mußte sie sich erst ein paarmal die Augen reiben, ehe sie sich wieder in dem trüben Frühlicht, das im Zimmer war, zurechtfand. Eben war sie noch mitten im Kreise der leichtbeschwingten Elfen gewesen, hatte selbst kleine goldene Flügelchen an den Schultern gehabt, und ihre Wohnung war gerade in der schönsten weißen Blüte unter dem Polianthesstrauch am Fenster. Die Königin aber, die schönste von allen, war Jolande gewesen, die in Kranz und Schleier holdselig alle den Elfenkindern zugelächelt und mit eigenen Händen das goldene Flügelpaar an Lenchens Schultern befestigt hatte.

Jetzt richtete sie sich in ihren Kissen auf und lauschte zuerst nach dem Schlafzimmer der Eltern hinüber.

Noch war alles still, und nur der Regen schlug in großen, schweren Tropfen gegen die Fensterscheiben.

Weiß und zart leuchtete die Tuberose unter dem Schatten der Palmenblätter, und ihr Duft kam wie ein lieber Gruß herüber.

Ob Fritz wieder nicht geschlafen hatte diese Nacht?

Lenchen beugte sich zur Seite und streifte mit einem raschen Blick des Bruders Antlitz. Doch er lag ganz still und mit geschlossenen Augen. Er lächelte sogar im Schlaf und hielt die Finger um einen Bettzipfel gepreßt, gerade so, als ob er noch die Puppe in den Armen habe.

Beruhigt kleidete sich Lenchen an und stand gerade vor ihrem Blumentopf am Fenster, als die Geschwister mit lautem Hallo in das Zimmer stürzten.

„Fritz, Lene — heut gibt's Himbeermus zum Frühstück!"

Der Vater, der den Kopf zur Tür hereinsteckte, war noch in Hemdärmeln. „Hast du gut geschlafen, mein Junge?" fragte er halblaut zu dem großen Bett hinüber.

Der Kopf des Knaben rührte sich nicht.

„Er schläft doch noch, Papa," meinte Lenchen abwehrend.

Der Vater lachte. „Bei diesem Skandal und schlafen!"

Er trat näher herzu und ergriff plötzlich mit einem jähen Schreck die gekrümmte Hand des Sohnes. „Fritz! Fritz!"

Und nach diesem Ruf ward es so still im Zimmer, daß auch die Mutter den Atem anhielt, als sie plötzlich neben dem Vater stand.

Sie weinte und klagte nicht, als das Große, Unheimliche endlich da war, was jahrelang als Furcht und Schrecken über dem Familienkreise geschwebt. Sie nahm nur die Hand des Vaters in die ihre und wies die stumm gewordenen Kinder aus dem Sterberaum.

„Wir wollen ihn ruhig schlafen lassen — ruhig schlafen lassen," sagte sie leise und erschüttert.

Lenchen hatte die Worte auch gehört, und wie ein trockenes, angstvolles Schluchzen war es dabei in ihr emporgestiegen. Sie antwortete weder auf das Geflüster von Kurt und Frida, noch berührte sie die Frühstückssemmel mit Himbeermus.

Blaß und stumm drückte sie sich den Tag über in der Wohnung umher.

Als man den Bruder forttrug, damit er bis zur Beerdigung in der Totenhalle des Friedhofs aufgebahrt bleibe, saß sie abseits von den anderen, in einer Ecke des Kinderzimmers.

„Pfui, schäme dich, du weinst nicht mal!" sagte Frida geringschätzig, indem sie das nasse Taschentuch vor die Augen preßte.

Kurt puffte sie schluchzend in die Seite, als sie starr und tränenlos vor sich hin blickte. „Du, weißt du denn nicht, daß Fritz nie, niemals mehr wiederkommt?"

Lenchen nickte mit krampfhaft gefalteten Händen, aber sie konnte nicht weinen.

Am Morgen des Beerdigungstages nahm der Vater seine drei Kinder vor und wies auf die zahlreichen Blumenspenden, die von nah und fern für den toten Knaben eingetroffen waren.

„Ihr müßt auch etwas hingeben für euren Bruder," sagte er langsam. „Er ist in seiner langen Leidenszeit immer gut zu euch gewesen. Wenn ihr ihm eure Blumentöpfe aufs Grab setzt, wird er sich im Himmel freuen über euer Opfer der Liebe."

Man sah es den betrübten Gesichtern der Kinder an, wie schwer ihnen diese Zumutung wurde.

Frida verschluckte ein paar Tränen, und Kurt zerrte verlegen an den Knöpfen seiner Matrosenbluse.

Doch nur einen Augenblick. Dann liefen alle beide in das Schlafzimmer und holten die geliebten, blütenbedeckten Töpfe.

Nur Lenchen rührte sich nicht.

„Nun," fragte der Vater, indem er erstaunt das blasse, starre Gesichtchen seiner Jüngsten hochhob, „nun, blüht dein Zauberstrauch auch noch immer, Lenchen?"

Sie nickte. „Aber ich gebe ihn nicht für Fritz," stieß sie hervor.

Der Vater schüttelte ernst den Kopf. „Das glaubst du doch selber nicht, mein Mädchen! Geh — — hole deinen Topf. Ich will nicht, daß wir eine einzige Blüte ohne unseren Fritz im Hause haben."

Doch Lenchen stand ganz bewegungslos. „Ich kann's nicht, Papa."

Die Zwillinge waren sprachlos.

Der Vater schob die schmächtige Kindergestalt ärgerlich zur Tür. „Überlege dir deinen Trotz, deine Undankbarkeit gegen den Toten!" sagte er drohend. „Sonst bleibst du hier, wenn wir deinen Bruder zur letzten Ruhe geleiten."

Lenchen ging still hinaus. Vor dem leeren Schmerzenslager des Verstorbenen blieb sie ein Weilchen stehen und legte das Gesicht in die Kissen. „Fritz," schluchzte sie, „nein, Fritz, du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich bringe dir ja meine bösen Blumen nicht. Sonst kannst du ja nicht schlafen — — nicht wahr, lieber Fritz?"

Sie richtete sich empor und sah schuldbewußt nach der weißen Blütenherrlichkeit am Fenster.

Nein, das durften die Eltern niemals wissen, was sie dem Bruder angetan mit ihrem Eigenwillen, ihrer Selbstsucht. Das mußte sie ganz allein, ganz heimlich wieder gutzumachen suchen an dem Toten.

Lenchen schreckte empor.

Bis in das stille Hinterzimmer drang das dumpfe Rollen der vor dem Hause vorfahrenden Trauerkutschen.

Durch die Tür trat der Vater, hinterher die neugierigen, schwarzgekleideten Geschwister.

„Nun — —?" fragte er ruhig, indem er die Hand ausstreckte.

Lenchen senkte den Kopf tiefer, immer tiefer. „Sei nicht böse, Papa, aber ich werde andere Blumen kaufen für Fritz aus meiner Sparkasse — ja, darf ich das?"

Das Gesicht des Mannes wurde hart. „Pfui, schäme dich!" sagte er nur, indem er mit fester Hand die Tür hinter dem Kinde verschloß.

Wenige Wochen nach dem Begräbnis wurde Lenchen sieben Jahre.

Sie war blaß und schmal geworden in der kurzen Zeit.

Der Vater zürnte ihr, und die Geschwister warfen ihr mit höhnischen Bemerkungen die Lieblosigkeit gegen den toten Bruder vor. Nur die Mutter ahnte, was in dem Kinde vorging.

Eines Tages, als der Polianthesstrauch trocken und gelb die Blätter hängen ließ, hatte ihn das kleine Mädchen hastig in die Küche hinausgebracht.

„Steck ihn ins Feuer, Mutter, ich habe das Gießen vergessen."

Und als die Flamme knisternd das dürre Holz verzehrte, sagte Lenchen plötzlich ganz leise, indem sie das Gesicht in der Mutter Kleid verbarg: „Fritz hat sie ja auch nicht leiden mögen, meine Blumen!"

Da verstand die Mutter plötzlich, warum sich Lenchen gegen den Wunsch des Vaters gesträubt hatte.

Behutsam hob sie den gesenkten Kopf in die Höhe. „Willst du einen neuen, einen schöneren Blumentopf haben zum Geburtstage?"

„Nein, Mama." Dann ein kurzes, tiefes Aufatmen, und sie ergriff flehend der Mutter Hand.

„Schenk mir eine Puppe, Mutter, bitte, bitte, schenk mir eine Puppe."

„Eine Puppe? Aber, mein Kind, die hast du doch und sogar eine viel wertvollere, bessere wie Frida."

Da sagte Lenchen nichts mehr.

An ihrem Geburtstagsmorgen stand sie mit ernsthaftem Gesicht vor dem weißgedeckten Tisch und blätterte mechanisch in dem neuen Märchenbuch, und als sie mit den Geschwistern aus der Schule gekommen war, sagte die Mutter freundlich: „Von heute ab darf unsere große Lene auch in der Woche mit ihrer geliebten Jolande spielen. Aber hübsch in acht nehmen, deine schöne Braut, hörst du?"

Frida schlich hinter der zwei Jahre jüngeren Schwester her.

„Gibst du sie mir auch manchmal, deine Jolande, Lenchen? Dann können wir Hochzeit spielen, und Kurt muß der Bräutigam sein."

Lenchen kniete vor ihrer festverschlossenen Kommode und blickte nicht auf. „Ich — — ich kann den Schlüssel nicht finden, Frida," kam es endlich stotternd von ihren Lippen. „Gibst — — gibst du mir deine Grete auf ein Weilchen? Nur auf ein Weilchen — — weil heute mein Geburtstag ist."

Frida tippte mit dem Finger an die Stirn. „Fällt mir nicht ein. Und das sagst du ja bloß so mit dem Schlüssel, damit ich deine Jolande nicht anfassen soll. Geizhammel, du!"

Lachend lief sie hinaus.

Lenchen kniete immer noch am Boden. Sie hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und weinte und weinte.

„Unser Lenchen gefällt mir gar nicht mehr," sagte die Mutter bekümmert, als sie eines Tages neben ihrem Manne zum Friedhof schritt. „Ich glaube, sie kann Fritzens Tod nicht verschmerzen."

Der Vater schüttelte den Kopf. „Das Mädel hat kein Herz. Ich finde mich mit dieser Art Kopfhängerei nicht zurecht. Sie spricht niemals von dem Verstorbenen wie die anderen beiden."

„Eben deshalb," meinte die Mutter bedeutsam.

Sie standen am Grabe ihres Erstgeborenen und reichten sich still die Hände. Wußten sie doch beide, daß der Tod dieses Schmerzenssohnes für ihn und sie eine Wohltat gewesen war.

Der Wind fuhr durch das welke Laub und trieb damit sein loses Spiel in der Luft.

„Ich werde die alten Blumen wegnehmen," sagte die Mutter plötzlich, indem sie in das vertrocknete Buschwerk über dem Hügel griff.

Da zuckte sie zurück und hielt einen steifen, schmutzignassen Gegenstand in der Hand.

Gerade zu Häupten des Grabes hatte er gelegen, dicht vor dem in den Grabstein eingeprägten Namen des Verstorbenen.

Der Vater sah die ausgestreckte Hand und neigte sich darüber.

Zerrissenes Schleiergewebe zitterte über einem blassen, verregneten Puppenkopf. Das Gesichtchen war von Steinen und Sand zerkratzt, die blonden Locken grau und glatt geworden, und nur die gläsernen Augen darunter lächelten wie immer.

„Jolande!" sagte er ganz laut und erschrocken.

„Ja, Lenchens Jolande," wiederholte die Mutter.

Und dann sahen sich beide mit nassen Augen gegenseitig an.

„Er hat mit der Puppe getan wie mit einem Menschen, unser armer Junge," meinte die Mutter leise.

Der Mann nickte. Er war niedergekniet am Grabe und bettete die kleine, blasse, sturmzerzauste Braut wieder sorgfältig in das Laub unter dem Gedenkstein.

Seine Hände zitterten, sein Kopf neigte sich tiefer, immer tiefer.

— — — — — — — — — — — —

Es dunkelte bereits, als die Eltern nach Hause zurückkehrten.

Klirrend rüttelte der Wind an den Fenstern, hinter denen Lenchen still vor ihrem leeren Puppenwinkel saß, bis ein Paar Arme das Kind emporhoben, ganz hoch, ganz nahe an das seltsam bewegte Gesicht des Vaters.

„Fritz läßt dich grüßen, mein kleines, mein braves Mädchen du! Und weißt du, wer mit ihm ist im Himmel?"

Lenchen nickte. „Meine Jolande," sagte sie leise, mit einem letzten, schmerzhaften Zucken in der Stimme.

Und dann lächelte sie plötzlich, lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit und streckte mit großen, glänzenden Augen die Hände aus.

Die Mutter hatte ihr eine neue Puppe gebracht, ein blondes, rosiges Kindchen mit einem langen, hellblauen Tragemantel, das sie schon monatelang auf dem Schulwege im Schaufenster bewundert hatte.

Heute, wo unser Lenchen schon eine richtige Mutter ist, mit einem lebendigen Mädelchen im Arm, da hat sie noch immer ein paar Tränen in den Augen, wenn sie die Geschichte von dem Polianthesstrauch und ihrer schönen, bräutlichen Jolande erzählt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Mitgift. — Vor einem Jahrhundert lebte in Rom die Witwe eines Gerichtsbeamten, Signora Nostro, mit ihrer Tochter Lauretta von einer Witwenpension, die allerdings zu klein war, um darauf ein heiteres, sorgloses Leben begründen zu können, wie die Römer es heute noch lieben. Um ihre Einnahmen zu verbessern, suchte die Witwe für ihr bestes Zimmer einen Mieter, und sie hatte das Glück, einen ganz vortrefflichen zu finden, nämlich den Signor Pietro Latronie, der das Amt eines Barigello, das heißt eines Polizeileutnants, bekleidete.

Ein Jahr war vergangen, da stellte es sich heraus, daß der junge Mann in seiner schmucken Uniform Lauretta, der schönen Tochter der Witwe, sehr ernsthaft den Hof machte. Lauretta war ein kluges Mädchen und verstand es, den Barigello so weit zu bringen, daß er endlich das ersehnte Wort vom Heiraten aussprach.

„Aber," sagte er, „wir werden wohl mit der Hochzeit recht lange warten müssen, denn mein Gehalt reicht nicht aus, um als Verheirateter standesgemäß hauszuhalten. Ja, wenn du eine Mitgift hättest —"

Lauretta senkte traurig das Köpfchen.

„Nun," fuhr Pietro rasch fort, „laß dir dadurch die Laune nicht verderben. Ich habe es mir schon überlegt, ich werde meine Bedürfnisse aufs äußerste einschränken, ich werde sparen."

„O, wie gut du bist, Pietro!" flüsterte Lauretta,

seine Hand ergreifend, „aber wie lange dürfte es noch dauern, bis —"

„Bis ich die nötige Summe zusammen habe? Nun, ich denke sechs bis sieben Jahre."

Lauretta seufzte. Das bedeutete für sie, daß die Heirat überhaupt nicht zu stande kommen würde. In Rom ist man zu heißblütig, um so lange warten zu können. Außerdem war und ist in Rom das junge Mädchen eine Sklavin, die verheiratete Frau im Besitz einer ziemlich schrankenlosen Freiheit, Grund genug für Lauretta, die Wartezeit möglichst kurz zu wünschen.

Ein Jahr verging. Die Liebenden waren einander treu geblieben, aber mit dem Sparen Pietros wollte es nicht recht vorwärts gehen, und die Länge der Wartezeit bemaß er noch immer auf Jahre.

Das junge Mädchen war aber nicht mutlos geworden, im Gegenteil, von Tag zu Tag wurde sie heiterer und machte dem Leutnant gegenüber geheimnisvolle Andeutungen von der nahe bevorstehenden Heirat.

Eines Tages endlich empfing sie ihren Bräutigam mit strahlender Miene. „Sagtest du nicht, Pietro, daß, wenn ich eine Mitgift von tausend Skudi hätte —"

„Gewiß, mein Schatz, ich habe es dir mehr als einmal gesagt."

„Nun — schau her!"

Sie hob einen schweren Beutel auf und ließ aus diesem eine Menge Gold- und Silbermünzen auf den Tisch gleiten.

„Es ist kein Traum," rief sie lebhaft, als der junge Mann sprachlos den Schatz anstarrte, „es sind richtig tausend Skudi, wenn du nachzählen willst. Aber du freust dich ja gar nicht!"

„Woher hast du das Geld?" fragte der Polizist betreten.

„Woher? Du glaubst wohl, ich hätte einen reichen Kaufmann in den Abruzzen überfallen und ausgeplündert? Nein, so schlimm ist es lange nicht. Zum Teil sind es Ersparnisse der Mutter, die sie für den Notfall zurückgelegt, zum Teil der Erlös für einen wertvollen Familienschmuck, den zu veräußern die Mutter sich erst gestern entschlossen hat."

Da diese Auskunft auch von Laurettas Mutter bestätigt wurde, freute sich Pietro mit Lauretta des Schatzes, und der Termin der Hochzeit wurde festgesetzt. — —

Lauretta und Pietro waren einige Monate verheiratet, als der letztere, eines Tages von seinen Amtsgängen heimkehrend, seine junge Gattin mit froher Miene umarmte.

„Freue dich mit mir, Lauretta," sagte er, „ich bin auf dem Wege, Karriere zu machen. Die Regierung will die verschiedensten Reformen einführen und unter anderem auch die immer mehr überhandnehmende Bettelei vor den Kirchentüren beschränken. Man hat mir nun die Aufsicht über das Bettelwesen anvertraut, und ich bin entschlossen, mit eiserner Energie meine Aufgabe zu lösen. Zunächst werde ich die Kirche St. Agostino in Angriff nehmen, wo die Bettler am unverschämtesten zu Werke gehen. — Aber was ist dir, Lauretta?"

Besorgt eilte er zu der jungen Frau, die leichenblaß mit geschlossenen Augen in einen Sessel gesunken war.

Als sie endlich wieder zu sich gekommen war, sagte sie in bestimmtem Tone: „Pietro, du darfst das Amt nicht übernehmen!"

Pietro blickte sie verständnislos an.

„Nein, nein," fuhr sie hastig fort, „du darfst nichts mit den Bettlern zu tun haben, vor allem nicht mit denen von der Kirche St. Agostino."

„Und weshalb nicht?"

„Wenn du mich liebst, frage nicht weshalb. Bitte um eine andere Stellung, und du wirst mich glücklich machen. Später sollst du einmal alles erfahren."

Aber der Leutnant war weit entfernt, seiner jungen Gattin den Willen zu tun. Sofort wurde die Eifersucht des Römers in ihm rege. Für ihn war es über allem Zweifel erhaben, daß dahinter eine Liebesgeschichte stecke, und heftig verlangte er zu wissen, um was es sich handle. „Ich werde nicht eher ruhen," rief er aus, „als bis ich dein Geheimnis weiß. Und wenn du selbst es mir nicht sagen willst, so führe ich dich zu den Bettlern von St. Agostino und —"

„Genug, genug," unterbrach ihn Lauretta mit tonloser Stimme. „Du sollst es wissen. Die Mitgift, welche ich dir brachte —"

„Die Mitgift —?"

„Ich habe sie an der Kirchentür von St. Agostino selbst zusammenge—bettelt."

„Du? Unmöglich!"

„Ich hatte mir die Kleidung einer Bettlerin verschafft und mir das Gesicht braun geschminkt. Du selbst hättest mich in der Vermummung nicht erkannt."

Pietro überlegte. Was er eben gehört hatte, war ihm nicht so ungewöhnlich, als es uns heute erscheint. In den größeren italienischen Städten mischten sich nicht selten die Angehörigen der wohlhabenderen Stände unter die Bettler, um sich das Geld zu irgend einem Zwecke auf diese Weise leicht zu „verdienen". Flossen doch die Gaben der Kirchenbesucher reichlich genug, und nur wenige verließen die Kirche, die nicht den meisten oder gar allen Bettlern, welche die Hände emporreckten, Almosen spendeten.

„Wenn dich niemand bemerkt hat —" begann der junge Mann.

„Niemand, mit Ausnahme der Bettler selbst, welche sogar meinen Namen kennen, denn ohne genaue Angabe meinerseits hätten sie mich nicht in ihren Verband aufgenommen, und ich habe für meinen Platz an der Kirche ihnen eine Abgabe zahlen müssen."

„Aber wie war es möglich, deine Mutter zu täuschen, da du doch täglich entfernen mußtest?"

„Meine Mutter? Sie selbst war es, die mir dazu geraten hat, denn sie hat ihre eigene Mitgift auf ganz dieselbe Weise zusammengebracht."

Pietro grollte, aber nicht lange, er überlegte sich, daß er sich vor der Kirche St. Agostino ja nicht persönlich zu zeigen brauche. Ob es nun bei ihm an der nötigen Energie gefehlt hat oder ob es Schuld seiner Nachfolger war: die Bettler der Kirche St. Agostino sind heute noch so zahlreich wie in jener Zeit. [M. H—d.]

Vier Millionen. — Unter Ludwig XIV. von Frankreich wurde bei einem frohen Ereignisse ganz Paris beleuchtet. Der Generalkontrolleur der Finanzen, Terray, fuhr am Abend umher, um diese Illumination in Augenschein zu nehmen. Unter vielen Sinnbildern und Inschriften fiel ihm eine ganz besonders auf. In einem Kreuz von Lilien las man die transparenten Worte: „Vier Millionen habe ich für meinen König!" Terray, der stets in Geldnöten war, verfügte sich am anderen Morgen sogleich zu dem Besitzer jenes Hauses.

„Mein Herr," sagte er, „ich bin der Generalkontrolleur der Finanzen. Die patriotische Gesinnung, die Sie durch Ihre gestrige Illumination äußerten, gereicht Ihnen zur größten Ehre. Ich zweifle nicht, daß Sie das erfüllen werden und können, was an Ihrem Fenster zu lesen war."

„Das ist schon erfüllt," sagte jener.

„Wie? Wann? Da müßt' ich ja wohl auch etwas davon wissen."

„Sie wohl nicht, aber vielleicht der Kriegsminister. Ich heiße nämlich Million und habe vier Söhne, welche sich in Seiner Majestät Diensten befinden."

Terray empfahl sich und verließ mit leeren Taschen das patriotische Haus. [—dn—]

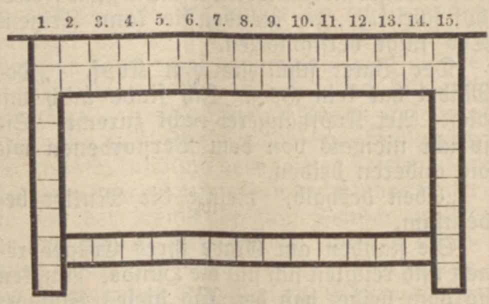
Augenscheinlich.



Junge Frau (im Drogengeschäft): Das Kindermehl hat doch hoffentlich den gewünschten Erfolg?

Prinzipal (alter, dicker Herr): Sehen Sie mich an, Madame, ich bin auch damit aufgepäppelt worden!

Füll-Rätsel.



Balthasar Sutobei, Raimund Heißmeier, Anton Heidegau, Oskar Paumann.

Aus den Buchstaben obiger Namen bilde man fünfzehn Wörter und trage dieselben buchstabenweise in die Felder der Figur in vertikaler Richtung ein. Die zu findenden Wörter bezeichnen:

1. ein Verkehrsmittel, 2. einen Mädchennamen, 3. eine Baumfrucht, 4. ein Produkt der Kälte, 5. eine Naturerscheinung, 6. eine Papageienart, 7. eine Stadt in Italien, 8. eine Dichtungsart, 9. ein Haustier, 10. einen griechischen Hirtengott, 11. einen Körperteil, 12. ein Getränk, 13. einen Zeitabschnitt, 14. eine griechische Göttin, 15. einen Mädchennamen.

Nach richtiger Einschreibung geben die Anfangsbuchstaben bekannt, was obige vier Herren allwöchentlich zusammenführt.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Scharade. (Viersilbig.)

Es wohnt in Städten und Städtchen
Das erste Silbenpaar,
Auch sang es von einem Mädchen,
Das sich zerraufte das Haar.

Man sagt, vom Himmel zur Erde
Noch nie das zweite fiel.
Daß einst der Lehrling es werde,
Ist seiner Arbeit Ziel.

Es hält das Ganze mit Würde
Die Zügel fest in der Hand.
Oft wird sein Amt ihm zur Bürde,
Oft wird sein Streben verkannt.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Versteck-Rätsel.

Kennst du den Ort, geschützt von Bergeshöhen,
Wo immer milde Himmelslüfte wehen,
Von keinem rauhen Winter je besiegt?
Du brauchst dich mit der Lösung nicht zu quälen,
Kannst aus des Südens Frucht heraus ihn schälen,
In deren Mitte er verborgen liegt.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösungen von Nr. 9: des Bilder-Rätsels „Ein Patriziersiegel": Die Jahreszahl 1782 ist der Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Man schreibe von links nach rechts unter die Buchstaben die Ziffern dieser Zahl solange dies angeht, so daß jeder Buchstabe seine Ziffer hat. Nun lese man, ebenfalls von links nach rechts, alle Buchstaben bei der 1, dann bei der 7, 8 und 2. In dieser Ordnung gruppieren sich die Buchstaben zu dem Spruche: „Eines Freund, keines Feind"; des Logogriphs: Borgen — Sorgen — Horgen — Morgen.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.